

Inhalt

Jutta Ecarius und Ronnie Oliveras

Vorwort..... 7

Qualitative Forschung: Ein Einblick in aktuelle Entwicklungen

Jörg Strübing

Professionalität oder Nischenkunst. Wohin weiter mit der qualitativen
Forschung in den Sozialwissenschaften? 13

Ingrid Mieth

Forschungsethik in der qualitativen Forschung.
Aktuelle Entwicklungen und Kontroversen 31

Erziehungswissenschaftliche Forschung als Prozess: Spurensuche und Erkenntnis

Anja Schierbaum

Zur Sinn(re)konstruktion von Ausdrucksgestalten 59

Merle Hummrich

Was ist der Fall? Der Erziehungswissenschaft auf der Spur 79

Claudia Equit und Tessa-Marie Menzel

Theorieleose Empirie? Ideen zu einem theoretisch sensibilisierten For-
schen mit der Grounded Theory..... 99

Sina-Mareen Köhler

Empirische Rekonstruktionen im zeitsensiblen Längsschnitt..... 119

Ronnie Oliveras

Let's talk about familiäre Beziehungen. Subjektive Deutungsmuster sozialer Beziehungen: Biografische Selbst- und Weltverhältnisse und ihr metaphorischer Gehalt. Eine metaphernanalytische Ergänzung narrativer Verfahren..... 143

Erziehungswissenschaftliche Forschung und Vielfalt: Heterogenität und Gewissheit

Steffen Großkopf

Diskursanalyse und Diskursforschung:
Metaphänomene ihrer Etablierung..... 163

Thorsten Fuchs

Beanspruchen und Verständigen, Einklammern und Suspendieren. Streifzüge durch die Untiefen einer Methodisierung der Geltungsproblematik in qualitativ-erziehungswissenschaftlichen Forschungsprozessen..... 189

Autor*innenverzeichnis 205

Vorwort

2023 feiert die jährlich stattfindende „Summer School Qualitative Forschung“ an der Universität zu Köln ihr 10-jähriges Jubiläum. Für uns als Verantwortliche stellt dies einen freudigen Anlass dar, um den vorliegenden Band „Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft. Prozesse und Vielfalt der rekonstruktiven Erkenntnisgewinnung“ herauszugeben.

Seit nunmehr 10 Jahren finden sich insbesondere Nachwuchswissenschaftler*innen in den methodisch unterschiedlich ausgerichteten Arbeitsgruppen zusammen, werden von erfahrenen Kolleg*innen in spezifische Methoden qualitativer Forschung eingeführt, gewinnen im Rahmen größerer Vorträge Einblicke und Inspirationen hinsichtlich methodischer und methodologischer Überlegungen und arbeiten insbesondere aktiv und produktiv an eigenen Forschungsprojekten. Der Besuch einer Summer School ist somit für viele als ein Schritt im Prozess des wissenschaftlichen Arbeitens zu verstehen. Für diejenigen, die am Beginn ihres eigenen Forschungsprojektes stehen, bietet die Summer School einen Einblick in das Vorgehen unterschiedlicher methodischer Ansätze: Welche Methode eignet sich für meine Fragestellung? Wie gehe ich dabei vor? Was gilt es zu beachten? Für andere liegt der Gewinn in den gemeinsamen Interpretationsrunden, in der Vielfalt neuer Perspektiven. Hier eröffnet sich die Möglichkeit, den eigenen Fokus und Tunnelblick durch offene und distanzierte Blickwinkel zu erweitern. Das eigene vielfach isolierte und eigenverantwortliche wissenschaftliche Arbeiten gewinnt hier den Charakter gemeinschaftlichen Arbeitens, mit dem Gewinn an vielfältigen konstruktiven und produktiven Ideen, Vorschlägen und Überlegungen.

Im Rahmen dieses Bandes wollen wir den Prozesscharakter und die Vielfalt wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens auf unterschiedliche Weise betonen. Zum einen finden sich Beiträge zu spezifischen Methoden sozialwissenschaftlicher Forschung, die einen durchaus auch einführenden Charakter besitzen. Zum anderen werden spezifische methodologische Fragestellungen vorgestellt und diskutiert, die es erlauben, tiefer in die entsprechenden Diskurse zu blicken. Dabei handelt es sich weniger um einen Überblick über die rekonstruktive Sozialforschung als vielmehr um einen Einblick in die qualitative Forschung und Methoden erziehungswissenschaftlicher Provenienz. Der Fokus auf den Prozesscharakter wissenschaftlichen Arbeitens stellt hinsichtlich der Auswahl der Beiträge ein verbindendes Moment dar:

So stellt Jörg Strübing zu Beginn die Frage „Wohin weiter mit der qualitativen Forschung in den Sozialwissenschaften“ und verweist auf Kontroversen, Desiderate und besondere Leistungen qualitativer Sozialforschung,

wobei insbesondere ein Professionalisierungsprozess qualitativer Forschung unter den Bedingungen betriebsförmig organisierter Fachwissenschaften angeregt wird. Was kann und soll qualitative Forschung leisten?

Anschließend gibt Ingrid Miethe eine Übersicht über die forschungsethischen Prämissen und Umsetzungen qualitativer Forschung. Dabei macht sie deutlich, inwiefern forschungsethische Überlegungen, angesichts der grundsätzlichen Offenheit qualitativer Verfahren mit Beginn der Planung über die Durchführung und Auswertung bis hin zur Publikation der Ergebnisse, den Prozess des Forschens begleiten und was es dabei zu beachten gibt.

Im Anschluss analysiert Anja Schierbaum den Prozess der Sinnrekonstruktion von Ausdrucksgestalten und führt damit anschaulich in den Forschungsverlauf und die Forschungspraxis der Objektiven Hermeneutik ein. Vorgestellt werden sowohl die methodologischen Grundannahmen der Objektiven Hermeneutik, als auch ihr methodisches Verfahren, wobei sie sich ganz zentral der Bedeutung und des Zusammenhangs der Begriffe „Ausdrucksgestalt“, „Protokoll“ und „Spur“ widmet.

Mit Merle Hummrichs Beitrag vertiefen wir die Verfolgung einer Spurensuche und fragen nach dem spezifischen Fall der Erziehungswissenschaft. Analog zur detektivischen Kriminalermittlung folgt Hummrich am Beispiel der Objektiven Hermeneutik den Prozessen der Spurensuche und -sicherung, des Spurensens und der Schlussfolgerung. Dabei differenziert sie in unterschiedliche Varianten erziehungswissenschaftlicher Fallarbeit und diskutiert deren Zusammenhänge.

Claudia Equit und Tessa-Marie Menzel formulieren im Fokus auf die Grounded Theory Methodologie Vorschläge, um mit dem forschungspraktischen Problem des Umgangs mit theoretischem (Vor)Wissen bzw. dessen Einflusses hinsichtlich des empirisch-analytischen Forschungsprozesses reflektiert zu verfahren.

Einen Forschungsprozess anderer Art stellt Sina-Mareen Köhler am Beispiel von Längsschnittstudien vor. Mit Bezug auf Ricœurs Prinzip der dreifachen Mimesis wendet sie sich den im Längsschnitt sich mehrfach in der Zeit prozesshaft entfaltenden Wirklichkeitskonstruktionen zu, um letztlich am Beispiel der Dokumentarischen Methode eine Kopplung eines methodischen Verfahrens mit einer zeitsensiblen Längsschnittforschung vorzustellen.

Einen Einblick in einen aktuellen Forschungsprozess stellt der Beitrag von Ronnie Oliveras dar. Anhand eines empirischen Beispiels stellt er vor, inwiefern eine metaphernanalytische Betrachtung eines biografisch-narrativen Interviews hinsichtlich der Erforschung des qualitativen Gehalts von sozialen Beziehungen eine produktive Ergänzung darstellen kann.

Steffen Großkopf folgt in seinem Beitrag dem historischen Prozess der Methodisierung und Etablierung der Diskursanalyse hin zur Diskursforschung. Insbesondere im Vergleich zur Inhaltsanalyse und zur Ethnografie wird diskutiert, inwiefern die Diskursforschung ein klares und eindeutiges

methodisches Konzept verfolgt bzw. inwiefern Systematisierungsversuche einer Diskursanalyse ihrem Kern selbst widersprechen.

Wo Strübing zu Beginn die Frage nach der Professionalisierung sozialwissenschaftlicher Forschung stellt, schließen wir den Band mit der Frage von Thorsten Fuchs nach den Geltungsansprüchen erziehungswissenschaftlicher Wissensproduktion. Kritisch betrachtet er die Logik der Methodisierung an den Beispielen der Objektiven Hermeneutik, der Dokumentarischen Methode und im Rahmen poststrukturalistischer Theoriedebatten, um zu verdeutlichen, inwiefern eine Grundlegungsreflexion hinsichtlich des Erkenntnisgewinns und der Reichweite der Erziehungswissenschaft eine Daueraufgabe wissenschaftlichen Rasonierens darstellt.

Es wird deutlich, dass sich der Prozesscharakter und die Vielfalt qualitativen Forschens in den im Band versammelten Beiträgen auf unterschiedliche Ebenen beziehen. Zum einen steht mit dem Prozess der Professionalisierung und mit der Frage nach den Geltungsansprüchen erziehungswissenschaftlichen Wissens die disziplinäre Wissensproduktion und deren Gehalt und Geltung im Fokus. Insofern ist hier ein steter Prozess der Selbstbehauptung und Legitimierung im wissenschaftlichen Betrieb angezeigt. Weiterhin zeigt der Einblick in die Geschichte spezifischer Methoden deren Ringen um Systematisierung und Klarheit, was es erlaubt auch einen jeweils methodologischen Prozess nachzuvollziehen.

Letztlich geht es um die Prozesshaftigkeit forschenden Arbeitens selbst. Planung, Durchführung, Analyse und Ergebnisdarstellung stellen die großen Koordinaten dar, die nach spezifischen Arbeitsprozessen und Überlegungen verlangen. Dem zu erforschenden Phänomen auf die Spur zu kommen, ihm analytisch gerecht zu werden, forschungsethische Gebote zu beherzigen und sich selbst als Teil einer wissenschaftlichen Gemeinschaft und Forschungsbetriebes zu reflektieren – diesen Herausforderungen gilt es sich zu stellen. Ähnlich dem Prinzip der Summer School bieten die hier gesammelten Beiträge einen inspirierenden Einblick in die Prozesse und die Vielfalt qualitativer Forschung, ohne den Anspruch auf eine vollständige Abbildung sämtlicher Verfahren zu erheben.

Bedanken möchten wir uns herzlich bei allen Kolleg*innen und Teilnehmenden, die das wissenschaftliche Arbeiten als gemeinschaftliche Praxis im Rahmen der Summer School zelebrieren. Unser Dank gilt weiterhin unseren Kolleg*innen Jan Bossek, Anja Schierbaum und Nadia Wester, die die Summer School mitverantworten und organisieren, sowie Dilara Diegelmann für Ihre Mitwirkung und Unterstützung an diesem Band.

Köln, 24.02.2023

Jutta Ecarius und Ronnie Oliveras

**Qualitative Forschung:
Ein Einblick in aktuelle Entwicklungen**

Professionalität oder Nischenkunst. Wohin weiter mit der qualitativen Forschung in den Sozialwissenschaften?¹

Jörg Strübing

1 Einleitung

Qualitative Sozialforschung ist ein Kind der Praxis, einer Praxis, die in ihren Anfängen noch nicht streng disziplinar sortiert war. In der Chicago School, die nicht ganz zu Unrecht als Wiege (auch) der qualitativen Forschung betrachtet wird, fanden sich zwar die frühen Protagonisten der qualitativen Forschung im Department of Sociology. Die Themen aber, die dort bearbeitet wurden, reichten von der sozialgeografischen Stadtforschung (Burgess 1929) über klassisch soziologische Themen wie Migration (Thomas/Znaniecki 1927) oder – wie es damals hieß – ‚race‘ (Frazier 1932) bis hin zu sozialpsychologischen oder sozialpädagogischen Studien über deviante Jugendliche (Shaw 1930).

Auch wenn Erziehungswissenschaft ein spezifisches Teilsystem funktional differenzierter Gesellschaften fokussiert, eben das Bildungssystem, und ihre Erklärungsleistungen vor allem dorthin adressiert: Der Bildungsbereich ist ein Teilsystem jener Gesellschaft, die wiederum den disziplinären Fokus der Soziologie bildet. Dabei hat die Erziehungswissenschaft ihren eigenen Kanon spezieller Bildungstheorien entwickelt, in ihren Grundlagen jedoch bezieht sie sich auf allgemeine Sozial- und Gesellschaftstheorien wie etwa die von Mead oder Bourdieu.

Gibt es schon im Feld der Theorie Überschneidungen und enge Beziehungen, so gilt dies für das Feld der empirischen Methoden erst recht: Weil Gegenstand beider Disziplinen letztlich immer soziale Prozesse und Inter-

1 Der Text ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrages, den ich am 17. Juli 2019 im Rahmen der Summer School „Qualitative Forschung“ an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln gehalten habe. Den Herausgeber*innen dieses Bandes gilt mein herzlicher Dank für die kritische Redaktion des Textes, vor allem aber für ihre Geduld.

aktionen in institutionellen und organisationalen Kontexten sind und der wesentliche empirische Zugang immer über die in diese Prozesse verstrickten Gesellschaftsmitglieder geht, nimmt es nicht Wunder, dass hier auch weitestgehend die gleichen Methoden verwendet werden, vor allem aber die gleichen epistemologischen und methodologischen Voraussetzungen gelten.

Allerdings ist die Soziologie wenn auch nicht der einzige, so doch der zentrale disziplinäre Ort für die Fortentwicklung qualitativer Methoden. Das mag nicht allein mit der dort vielfältig gelebten Praxis qualitativen Forschens zu tun haben (das würde ebenso für die Erziehungswissenschaft gelten), sondern vor allem mit dem engen, geltungsbegründenden Bezug auf jene Sozialtheorien, die in der Soziologie entwickelt und verhandelt werden. Wenn hier also von qualitativer Sozialforschung geschrieben wird und auch noch von einem Soziologen, dann ist damit immer zugleich auch erziehungswissenschaftliche Forschung adressiert.

Ich möchte diesen Text dazu nutzen, das von Erziehungswissenschaften wie Soziologie gleichermaßen bespielte Feld der qualitativen Sozialforschung in seiner aktuellen Gestalt genauer auszuleuchten. Dabei werden Kontroversen und Desiderate, aber auch besondere Leistungen zu Tage treten, die dieses Feld prägen. Mein Fokus liegt dabei auf der Frage der Professionalisierung der qualitativen Forschung: In welchen Handlungsfeldern der qualitativen Sozialforschung gibt es welche Herausforderungen auf dem Weg zu einer weiteren Professionalisierung der Disziplin? Wie etwa ist die – auf manche Betrachtende bunt wirkende – Vielfalt an qualitativen Ansätzen mit dem Anspruch seriöser Wissenschaft zu vereinbaren? Wie lässt sich das Verhältnis von qualitativen Methoden zu soziologischer Theorie, aber auch zu quantitativen Methoden angemessen verstehen? Was folgt aus den Forderungen nach systematischem Forschungsdatenmanagement in der empirischen Sozialforschung für die Praxis qualitativer Forschung? Meine These lautet, dass die qualitative Sozialforschung in der Soziologie, aber auch darüber hinaus ein Professionalisierungsdefizit hat und dass sie gut daran täte, ihre vertrauten Nischen und Wohlfühloasen zu verlassen und sich als schlagkräftige Profession neu aufzustellen. Mit Professionalisierung meine ich, dass wir besser darin werden müssen, uns als einen verberuflichten sozialen Zusammenhang zu verstehen, der sich primär durch das *commitment* auf eine gemeinsame zentrale Aktivität, mit geteilten Grundsätzen, Prinzipien und „tricks of the trade“ (Becker 1998) auszeichnet. Eine Praxisgemeinschaft also, die nach außen geschlossen auftritt und nach innen effiziente Formen der Kommunikation etabliert und Differenzierung im kollegialen Diskurs auslebt. Wichtig ist das, weil wir nur so im Wettbewerb um knappe Ressourcen in den Wissenschaften aussichtsreich agieren können – eine Fähigkeit, die zunehmend an Bedeutung gewinnt, je unternehmerischer das Forschungsgeschäft organisiert ist.

Nicht gemeint ist mit Professionalisierungsdefizit also, dass methodische Ansätze epistemologisch oder theoretisch schlecht fundiert wären oder dass qualitativ Forschende ihre Arbeit nicht gründlich und den jeweils etablierten methodischen Standards entsprechend verrichten würden. Stattdessen ist damit die Frage adressiert, wie sich die speziellen und in sich nicht einheitlichen Prozessstrukturen und Rationalitäten qualitativen Forschens mit der Betriebsförmigkeit organisierter Fachwissenschaften erfolgreich vermitteln lassen, ohne dabei eigene Novitäts- und Richtigkeitsmaßstäbe zu gefährden oder im wissenschaftlichen Mainstream marginalisiert zu werden.

2 Vielfalt? Gegenstandsangemessenheit!

Die Vielfalt qualitativer Ansätze ist oft gepriesen, oft aber auch beklagt worden (Hollstein/Ullrich 2003). Qualitative Forschung operiert nicht nach der Maxime *one size fits all*. Sie ist gerade deshalb keine ‚standardisierte‘ Sozialforschung, sie setzt nicht auf methodologische Rigorismen auf Kosten des Sachbezugs. Sie ist aber auch kein *everything goes* à la Paul Feyerabend (1976). Stattdessen gewinnt sie ihre Vielfalt durch strikten Gegenstandsbezug: Der methodische Ansatz muss dem zu erforschenden Gegenstand und das heißt: der sich im Forschungsprozess entwickelnden Forschungsfrage, dem angezielten Untersuchungsfeld, aber auch den Theoriedispositionen angemessen sein. Dabei kommen immer wieder neue Phänomene immer wieder anders in den forscherschen Blick und verlangen nach adäquaten empirischen Zugängen (übrigens nicht nur qualitativen). Angesichts der Diversität und Dynamik sozialer Prozesse und Milieus nimmt es nicht Wunder, dass sich entlang dieser Entwicklungen auch das methodische Arsenal weiterentwickelt – seien es Verfahren der Materialgewinnung (Paßmann/Schubert 2020; Ellis et al. 2011), seien es Vorschläge zur analytischen Verarbeitung empirischen Materials (Scheffer 2013; Bührmann/Schneider 2016) oder auch zu Theorie-Methoden-Paketen (Clarke/Star 2007).

Mitunter treibt diese Vielfalt der Ansätze in der qualitativen Forschung jedoch auch merkwürdige Blüten. Es ist in einer konkurrenz- und markt-förmig organisierten Jagd nach Reputation und anderen Wissenschaftsressourcen nicht verwunderlich, dass wir Abgrenzungs- und Besonderungstendenzen auch in unserem Feld beobachten können. Es geht mir dabei nicht um die grassierende Unsitte, jedes Mal, wenn jemand das Mikrofon beim Interview in einem etwas anderen Winkel hält, gleich die Erfindung eines neuen Interviewverfahrens zu reklamieren. Bedenklicher erscheint mir die Etablierung eines nach innen gerichteten Abwertungsdiskurses, wie er unter dem Stichwort „interpretativ vs. qualitativ“ gelegentlich betrieben wird –

wenn etwa ‚nur‘ qualitative Sozialforschung negativ von einer vermeintlich ‚wahren‘ interpretativen und rekonstruktiven Forschung abgegrenzt wird (Hitzler 2016).

Eine solche Argumentation geht schon deshalb an der Sache vorbei, weil damit suggeriert wird, dass alle, die das Label „qualitativ“ für ihre empirische Forschung reklamieren, einer wissenschaftlich unzulänglichen Subsumtionslogik der Zuordnung von Datenstücken zu Kategorien frönen würden. Dass es so etwas tatsächlich gibt, würde wohl niemand bestreiten wollen. Systematisch finden wir so ein Vorgehen allerdings allein in der sogenannten qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring/Fenzl 2014) – die aber ohnehin eher als standardisierte Forschung mit qualitativen Daten zu verstehen ist.

Auch über dieses Verfahren hinaus gibt es in der Praxis genügend Fälle subsumtionslogischer *Forschung*, die sich dann mit unterschiedlichen Etiketten schmückt, gerne als „Grounded Theory“, aber durchaus auch – ebenso nebulös – als „Hermeneutik“ oder „qualitative Interpretation“. Das aber ist einfach nur schlecht gemachte Forschung, wie es sie in jedem Feld und unter jedem Methoden-Label gibt. Zur Diskreditierung einzelner methodischer Ansätze taugen diese Fälle daher nicht. Zumindest tun sie dies nicht, solange sich nicht zeigen ließe, dass bestimmte Ansätze eine solcherart schlechte Forschung systematisch hervorbringen.

In Zeiten, in denen immer deutlicher darauf hingewiesen wird, wie stark selbst die standardisierte Forschung von *hidden interpretivity* geprägt ist (Akremi 2018), erscheint es umso fragwürdiger, qualitativ Forschenden diese Interpretativität abzusprechen, nur um den eigenen Ansatz auf Kosten anderer Ansätze zu profilieren. Wir müssen von provokanten Postulaten zu qualitätssichernden Diskursen kommen. Die Außenwirkung solch unprofessioneller Formen internen Streitens jedenfalls ist dem Bild der qualitativen Forschung und ihrer unbestreitbaren Leistungen in der Fachöffentlichkeit abträglich.

Im Kern ist Interpretation die basale Leistung, die bei *jeder* Form des systematischen Arbeitens mit qualitativem Material erbracht werden muss, gleichviel, ob die ansatzspezifischen Heuristiken dazu Kodieren oder Sequenzanalysen, dichte Beschreibungen oder das Herauspräparieren des Dokumentsinns vorsehen. Häufig finden wir in der Praxis ohnehin gegenstandsspezifische Adaptionen und Kombinationen.

3 Theoretische Empirie statt Empirismus

Als ein Professionalisierungsproblem würde ich auch das mitunter ungeklärte Verhältnis der qualitativen Forschungspraxis zu sozialwissenschaftlichen

Theorien und erkenntnistheoretischen Positionen bezeichnen. Das ist meist dann der Fall, wenn Methoden in einem instrumentellen Sinne als Werkzeuge zur ‚Bearbeitung‘ von (oft als gegeben betrachteten) empirischen Daten verstanden werden. Daten werden dann vermeintlich mit der Methode X oder Y ‚ausgewertet‘ und was dabei herauskommt, ist das Ergebnis bzw. die ‚Theorie‘.

Bisweilen verkehrt sich das Methoden-Theorie-Verhältnis gar in ein angstvolles Nicht-Verhältnis. Daran sind missverständliche, aber bis heute rezipierte, induktivistische Postulate wie die von Barney Glaser nicht ganz unschuldig, aber man dürfte schon erwarten, dass der historische Methodendiskurs sorgsamer aufgearbeitet und damit die Antiquiertheit dieser Position erkannt wird. Die immer wieder zu hörende Annahme, man dürfe oder man brauche gar keine Theorie heran(zu)ziehen, um gute qualitative Forschung zu machen, ist absurd, weil professionelle Sozialforscher*innen unweigerlich auch theoretisch ausgebildet sind, ihr Denken und Handeln mithin immer auch mit Theorie imprägniert ist (andernfalls wäre die Ausbildung defizitär). Ein unterlassener (oder nur nomineller) Bezug auf sozialwissenschaftliches Theoriewissen verschenkt zudem auch das Erkenntnispotenzial, das in einer informierten Verschränkung von Theorien, Methoden und Forschungsgegenstand liegt. Nicht einmal die reichhaltigen Datenmaterialien der qualitativen Forschung offenbaren ihren Gehalt selbsttätig oder durch bloße Anschauung. Sie wollen und müssen aktiv befragt werden. Doch woher stammen diese Fragen? Wenn sie über alltägliche Neugierde hinausgehen sollen, dann hoffentlich aus einer theoretisch perspektivierten und insofern *kritischen* Neugierde, die die Daten nicht *at face value* nimmt, sondern sie durchdringt, ihre Mehrdimensionalität erschließt und an sozialwissenschaftliche Bezüge des Forschungsfeldes anschließt. Kalthoff (2008) spricht denn auch unter Bezug auf Simmel von qualitativer Sozialforschung als „theoretische Empirie“.

Gelegentlich ist dafür auch der Begriff des Theorie-Methoden-Paketes vorgeschlagen worden (Clarke/Star 2007). Soweit damit aber die mehr oder weniger feste Kopplung eines methodischen Ansatzes mit einem bestimmten Theorieprogramm gemeint ist (bei Star und Clarke (2007) geht es um Grounded Theory, Situationsanalyse und die Theorie sozialer Welten von Anselm Strauss), bleiben immer noch wichtige Potenziale der Theoriearbeit ungenutzt. Die Qualität analytischer Bezüge auf empirisches Material erweist sich gerade darin, durch verschiedene, einander ergänzende oder auch konterkarierende ‚Theoriebrillen‘ auf das Material zu schauen und sich dadurch mehr Dimensionen des interpretationsoffenen Datenkorpus zu erschließen. Erst diese multiple theoretische Perspektivierung erlaubt es, nicht nur empirische Forschungsgegenstände umfänglich und kritisch zu erschließen, sondern auch die Ausgangstheorien zu irritieren und weiterzuentwickeln (Lindemann 2008). Für eine jeweilige Wissenschaft werden empirische Studien erst pro-

duktiv, wenn sie genau dazu einen Beitrag leisten und insofern weiterführend an den Stand des theoretischen Wissens eines Faches anschließen.

4 Forschungsdatenmanagement, Archivierung, Sekundäranalysen

Zu Beginn der 2000er Jahre begannen deutsche Wissenschaftsorganisationen, vor allem der Wissenschaftsrat, sich mit Fragen einer verbesserten Infrastruktur für die Forschung und hier insbesondere der bis dahin in diesem Punkt eher vernachlässigten Sozial- und Geisteswissenschaften zu befassen. Es ging dabei nicht, wie man aus Sicht der Betroffenen Fächer hätte hoffen mögen, um die Anhebung der bis auf die Größe eines Feigenblattes abgeschmolzenen, projektunabhängigen Grundfinanzierung universitärer Forschung oder um eine verbesserte Personalausstattung universitärer Forschungsinstitute. Besorgt war man vielmehr um die tatsächlich eher rudimentäre und noch kaum vernetzte Forschungsdateninfrastruktur in Deutschland.

In der Folge wurde mit dem Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD) nicht nur ein Beirat der Bundesregierung gegründet, in dem fortan gewählte Forscher*innen aus den sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten sowie entsandte Vertreter*innen datenproduzierender Institutionen (z.B. statistische Landesämter, das DIW oder das IAB) den Aufbau einer Forschungsdateninfrastruktur für ihre Fächer beratend begleiten.² Es wurde vielmehr auch die Idee vorangetrieben, Forschungsdaten, die in projektförderiger Forschung anfallen, systematisch aufzubereiten und zu archivieren, so dass andere Projekte auf die Daten zugreifen und sie sekundäranalytisch verarbeiten können.

In Teilen vor allem der standardisierten Sozialforschung war diese Arbeitsweise bereits etabliert (etwa bei der GESIS, im Kölner Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung oder beim DIW), wenngleich es noch an vereinheitlichten Metadaten sowie an informationstechnischer Vernetzung mangelte. Doch so wie es sich Wissenschaftsrat und RatSWD anfänglich vorstellten, bekam das Vorhaben zum einen eine normative Dimension: Alle Forschenden, deren Forschung öffentlich finanziert wird, sollten verpflichtet werden, ihre Daten in akkreditierten Forschungsdatenzentren zu archivieren und sie für Nachnutzungen zur Verfügung zu stellen. Zum anderen sollte dieses für die standardisierte Forschung nicht besonders problematische Vorgehen nun

2 Mittlerweile wurde dies um eine Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI; <https://www.nfdi.de>) ergänzt.